

Petra Fiero
Western Washington University

Identitätsfindung und Verhältnis zur deutschen Sprache bei Chaim Noll und Barbara Honigmann

*Denk ich an Deutschland in der Nacht, dann bin ich um
den Schlaf gebracht.*

(Heinrich Heine, "Nachtgedanken")

Chaim Noll und Barbara Honigmann sind zwei deutsche Schriftsteller jüdischer Herkunft, die beide in der DDR aufgewachsen sind, nun aber nicht mehr in Deutschland, sondern im Ausland leben – Noll in Rom und Honigmann in Straßburg. In beiden Fällen waren die Eltern überzeugte Sozialisten und halfen nach dem Krieg beim Wiederaufbau in Westdeutschland. Während es das Ziel des Sozialismus war, ethnische und religiöse Unterschiede zu egalisieren und die Eltern kein großes Gewicht auf ihr Judentum legten, haben die Kinder bewußt nach dieser Facette ihres Lebens gesucht und fassen das Judentum als wichtigen Bestandteil ihrer Identität auf. Beide kamen zu dem Schluß, aus Deutschland auszuwandern, da dort ein sinnvolles Leben für sie unmöglich geworden war. Ziel dieser Untersuchung ist es, auf Ähnlichkeiten bei der Identitätssuche dieser Autoren hinzuweisen und ihr zweideutiges Verhältnis zur deutschen Sprache zu kennzeichnen.

Chaim Nolls Essayband *Nachtgedanken über Deutschland*¹ steht in der Tradition von Heinrich Heines und Kurt Tucholskys Deutschlandkritik. Der Titel, eine offensichtliche Anspielung auf Heines Gedicht "Nachtgedanken" kommt von seiner Behauptung, daß deutsche Literaten das, was sie bedrückte, hauptsächlich während der Nacht, beim Schein einer Lampe oder eines Kien-spans, ausdrückten. Nur dann vergaßen sie für ein paar Stunden die "abschreckende deutsche Wirklichkeit" und erträumten sich eine andere (65). Während Tucholsky jedoch seinem Buch *Deutschland Deutschland über alles* noch ein versöhnlich stimmendes Kapitel anhängt und mitten in den Text den gesperrt gedruckten Satz "Ja, wir lieben dieses Land" setzt, kann Chaim Noll das nicht von sich behaupten. Er liebt die deutsche Sprache, aber nicht das Land.

In der Kapitelüberschrift der ersten von sieben "Nächten," "Ein Land, ein Kind, doch kein Landeskind," ist in *nuce* Nolls Identifikationsschwierigkeit als in Deutschland lebender Jude zusammengefaßt. Er spürt in diesem Kapitel seiner Kindheit in Ostberlin nach. 1954 geboren, wuchs er als Sohn des Schriftstellers und Parteifunktionärs Dieter Noll und einer Mutter, die im Krieg in einem Kloster versteckt wurde und so überlebte,

in einer privilegierten Stellung auf. Bei seinen Vorfahren "überwog der Wille zur Assimilation jede andere Regung" (18). Er distanziert sich von diesem Assimilationsdrang seiner Vorfahren und findet im Laufe seiner Jugend und seines frühen Erwachsenenalters immer mehr zu seinen Ursprüngen, die im Judentum liegen, zurück. Schon als Kind verspürt er sein Anderssein, zunächst sein physisches, als die Erwachsenen ihn fragen, ob er sich die Augen nicht gewaschen habe. Seine Mutter erklärt ihm, daß die Schwärze seiner Augen in diesem Land etwas Ungewöhnliches sei. Aber nicht nur sein physisches Anderssein, sondern bald auch seine Denkweise unterscheiden ihn von seinen Schulkameraden und späteren Parteigenossen. Er identifiziert sich mit Tonio Kröger, der dieselbe Fremdheit spürte, als er versuchte, Hans für *Don Carlos* zu begeistern. Chaim erntet Gelächter und wohlwollendes Schulterklopfen, wenn er seinen Freunden von Hamlets Verdruß oder Werthers letztem Brief erzählt (28). Die Schlüsselstelle aber, wo er instinktiv weiß, daß er auf der anderen Seite der Mehrheit stehen würde, kommt im Sechs-Tage-Krieg Israels. Zu der Zeit hat er schon viel Literatur gelesen und hat die deutsch-jüdischen Schriftsteller zu seinen Lieblingsautoren erkoren. Die negative Einstellung der DDR zu Israel, die sich schon seit Beginn ihres Bestehens im Antizionismus der DDR-Behörden zeigte, verschärfte sich seit diesem Krieg und läßt für den Dreizehnjährigen das ganze Gedankengebäude des Marxismus zusammenfallen.

Nach den Theorien meiner Lehrer und meiner Eltern konnte es in meinem Land keine Juden mehr geben, da der Sozialismus auch den Wirrwarr der verschiedenen Religionen auf beglückende Weise gelöst, das heimatlose Wandervolk zur endgültigen Heimstatt im "Fortschritt" geführt hatte. Also konnte auch ich kein Jude sein. Ich gestand mir damals zum ersten Mal ein, wie grauenhaft diese Vorstellung wäre. Keine Juden mehr, kein Volk der Bücher? Kein lebendiges Symbol mehr für das Bestehen der ältesten Wahrheit, der Wahrheit der Schriftzeichen? Wo sollte ich bleiben, wohin mich flüchten aus der bücherfeindlichen, sprachgestörten Umgebung meiner Tage? (31)

Obwohl er an der Oberfläche noch den typischen Werdegang eines jungen DDR-Bürgers mitmacht, vom Thäl-

mann-Pionier über FDJ bis hin zum Eintritt in die Partei, wird ihm doch schlagartig bewußt, daß er sich nicht länger selbst betrügen kann. Dieser Moment kommt, als er in die Armee eintreten soll. Die Ähnlichkeit der DDR-Uniform mit der braunen Uniform der Nationalsozialisten und Sprüche wie "Um eines hohen Ziels willen ist auch der Heldentod schön," die ihn erschauern lassen, machen es ihm unmöglich, Wehrdienst zu leisten. Er rebelliert zum ersten Mal gegen die Autoritäten. Normalerweise stand auf Wehrdienstverweigerung in der DDR Zuchthaus. Da Noll nicht ins Zuchthaus wollte, machte er sich bewußt körperlich unfähig, in der Armee zu dienen. Er hungerte, ließ aber keinen davon wissen. Schließlich war er körperlich und psychisch so geschwächt, daß er sich einem vertrauenswürdigen Arzt mitteilte. Dieser überwies ihn zu seinem Schrecken in eine psychiatrische Klinik, in der Noll sechs Wochen weiterhungerte, bis er 17 Kilo Körpergewicht verloren hatte. "Irgendwo fand ich es angemessen: In diesem Staat war alles auf den Kopf gestellt, und wenn sie mich für verrückt erklärten, hatte ich Hoffnung, ein gesunder Mensch zu sein" (33-34). Die Ärzte der Klinik schrieben schließlich an die zuständigen militärischen Stellen, daß er tatsächlich psychisch krank, also für die Armee nicht geeignet sei, denn hätte er sich sonst freiwillig derartigen Torturen ausgesetzt? So gelang es ihm, sich ausmustern zu lassen. Noll schreibt in seinem Aufsatz "Ein Gedicht über den Hunger," in den Strophen eines Gedichts eingebettet sind, daß er auch jetzt noch ab und zu bewußt hungert, um die Erinnerung an jene für ihn äußerst schwierige Zeit aufrechtzuerhalten. Außerdem möchte er so selbstverständliche Sachen wie ein Stückchen Brot wieder neu schätzen lernen.

Verlust birgt Gewinn. In den sechs Wochen, an die ich mich erinnere, habe ich einiges verloren, Zeit, Gesundheit, meinen Schlaf. Dafür unendlich viel gewonnen: Ich wurde nicht Soldat einer Armee, die in Polen einmarschieren sollte, ich entschied mich gegen das, was um mich herum eine verirrte Mehrheit tat, ich lernte, mich gegen diese Mehrheit zu stellen, gegen ihr Ansinnen zu behaupten. (*Leben ohne Deutschland* 38-39)

Bald nach seiner Entlassung siedelt er 1984 nach Westdeutschland über, was aber auch nur eine Notlösung war. Als 1992 die Angriffe auf Ausländer und auf ethnische Minderheiten und der Fremdenhaß in dem vereinten Deutschland zunehmen, zieht er nach Rom.² Über sein Leben in der ewigen Stadt erschien 1994 ein beeindruckendes Buch unter dem Titel *Taube und Stern. Roma Hebraica. Eine Spurensuche* mit Zeichnungen seiner Frau, der Künstlerin Sabine Kahane, wo er in die jüdisch-christliche³ Geschichte der Stadt eintaucht und darüber

meditiert. Dieses Interesse an jüdischer Geschichte ist eng verbunden damit, wie er sein Judesein sieht.

Unter Judesein läßt sich manches verstehen, einige sehen darin vor allem die strikte Einhaltung der Mizwot, andere eine Frage der Abstammung mütterlicherseits, für mich war es das Annehmen unserer Historie, ihrer symbolischen, über Jahrzehnte in den Büchern festgehaltenen Besonderheit, ihrer verdichteten, grandiosen Menschlichkeit. (*Nachtgedanken* 19)

Er rebelliert durch das Aufspüren seiner jüdischen Ursprünge in der 'neutralen' Stadt Rom gegen die Eltern, deren Tragik er in deren Glauben an den Kommunismus sieht.

Zur kommunistischen Bewegung, später zur Funktionärskaste zu zählen, schien auf ähnliche Weise Sicherheit zu geben wie eine Generation zuvor das deutschnationale Bekenntnis, mitschuldig zu sein annehmbarer als die alte Opferrolle. (21)

Als 1954 Geborener sieht er sein Judesein mit ganz anderen Augen als seine Eltern und kann es in neuem Selbstbewußtsein und mit Stolz annehmen. Er will nicht länger seine Identität verheimlichen und Angst haben, das Wort "Jude" auch nur auszusprechen, wie er es seit Kindesbeinen an gewöhnt ist. In Rom läuft er ganz offen mit einem Davidsstern, den er in einer Kette um den Hals trägt, herum (*Taube und Stern* 12). Seine ersten Romane⁴ sind noch unter dem "deutschen" Namen "Hans Noll" veröffentlicht, während *Nachtgedanken* und *Leben ohne Deutschland*,⁵ ein 1995 herausgekommener Essayband, mit dem geänderten hebräischen Vornamen signiert sind.

"Ich bin Jude" – diesen Satz schreiben hieß, mit allem zu brechen, was sich meine Erziehung nannte. Es war eine Erziehung zum Mitmachen, zum unauffälligen Leben inmitten einer ungeliebten, fremden, im Grunde jüdenfeindlichen Nation. (*Nachtgedanken* 20-21)

Xenophobie erfuhr Chaim Noll am eigenen Leib während einer seiner Deutschlandbesuche. Er kam in München am Flughafen an, stieg in die S-Bahn ein, berührte beim Aussteigen zufällig ein Bein mit seinem Kleidersack, woraufhin er von jungen Leuten, die äußerlich nicht wie Neonazis aussahen, angepöbelt wurde. Sie verfolgten ihn, nahmen wegen Nolls dunklerem Teint an, er sei Ausländer, und unterstellten ihm, nicht reden zu können. Noll nahm daraufhin die Sonnenbrille ab, sah dem Anführer in die Augen und sagte wutentbrannt im schönsten Hochdeutsch zu ihm: "Macht keinen Mist, Jungs ... Ihr wißt doch gar nicht, wer ich bin" (*Leben*

LITERATURE, FILM, AND CULTURE

ohne Deutschland 53). Das wirkte, und die angetrunkene Gruppe ließ ihn schließlich in Frieden. Später jedoch in seinem Hotelzimmer fragte er sich, was gewesen wäre, wenn ein tatsächlicher Ausländer mit Akzent der Gruppe begegnet wäre. Solche Erlebnisse bestätigen seinen Entschluß, Deutschland den Rücken zu kehren.

Seiner Meinung nach ist Deutschland nicht nur fremden- und jüdenfeindlich, sondern leidet auch unter einer außerordentlichen Sprachverarmung. Immer wieder fällt ihm der Kontrast zwischen der Rede und dem Tonfall seines Zuhauses und der Sprache, die er außerhalb der Wohnung hört, auf. Er bemerkt, daß sein Nachbar, Professor Stein, von dem es heißt, er sei "verfolgt" worden, worunter sich der junge Chaim Noll nichts vorstellen kann, sich darin von anderen Männern unterscheidet, daß er niemals brüllte, drohte oder schimpfte (*Nachtgedanken* 12). Dies steht in starkem Kontrast zum Kreischen, Bellen und Brummen der Nachbarinnen, Verkäuferinnen und Polizisten, mit denen er sonst zu tun hat. "Sprache, wie ich sie von zu Hause kannte, war Musik, die Stimme hob und senkte sich, machte kleine Hüpfen und Triller und blieb nicht immer in derselben Tonlage hängen" (12). Nicht nur die Lautstärke und der Tonfall stören das sprachbegabte und lesehungrige Kind, sondern ihm fällt schon früh die "Armut der Sprache," die "Stupidität der Wortwahl," "ein Fehlen sinnlicher, musikalischer Eindrücke, das Hämmern, Einseitige, Choristische" bei Organisationen wie der FDJ auf (27):

Die Sprache, die dort üblich war, lag eindeutig unterhalb der Möglichkeiten, die ich für mich selbst entdeckte. Meine Sprache ging eigene Wege, und was mich beglückte, fand ich immer nur in Büchern, nie im "gesellschaftlichen Leben", ich suchte in diesem Leben schon gar nicht mehr danach, sprach bloß noch mit, was verlangt war, um Ruhe zu haben. Ingeheim hatte ich eine zweite Welt betreten und mir eine zweite Existenz eröffnet, die der frei schweifenden, grenzenlosen Literatur. (27)

In dem dritten Kapitel von *Nachtgedanken* mit dem provozierenden Titel "Volk ohne Sprache" rechnet er mit der deutschen Literatur und Sprache ab. Eine wirkliche deutsche Literatur sei erst peinlich spät entstanden, nämlich erst im 18. Jahrhundert, was den Deutschen eigentlich keinen Grund geben konnte, sich selbst das "Volk der Dichter und Denker" zu nennen. Außerdem hätten die wenigen Literaten und Schöngeister die breite Masse gar nicht erreicht, da sie zum größten Teil aus Analphabeten bestand und da die Literatur in der Hauptsache nicht "lebensnah und volksnah" war (71). Ein weiterer bedenklicher Zustand der deutschen Literaten sei es, daß das Geschriebene nie wirklich von der Gesellschaft anerkannt wurde. Er beschreibt einen tiefen

Graben zwischen der breiten Bevölkerung und den Literaten in Bezug auf die fehlende Kommunikation:

Deutsche Hochsprache und deutsche Nation – nicht bloß zwei verschiedene Begriffe, sondern zwei feindliche. Zurück blieb ein Volk, das sich untereinander nicht mehr verständigen kann. Da ist kein Klang, keine Musik in den Sätzen, nichts, was mental zusammenführt, keine einende Begeisterung schwingt in den toten Formeln, kein Gefühl der Zusammengehörigkeit trotz aller Differenzen, die sich täglich erweisen mögen. Sprache ist hier kein Tonikum, keine die Zwietracht besänftigende Kraft. Sie schwebt über den Volksgefühlen und dringt nicht ein. Es wirkt, wenn in Deutschland geredet wird, immer nur eine noch tiefer spaltende Destruktion. Jedes Wort ist belastet, von irgendwem verdorben, längst zum Brandsatz gemacht, zum Politikum erniedrigt, jedes Wort ist ein Knüppel, auch Rhetorik, Literatur, Philosophie sind nichts als Zeughäuser der Ideologien. (72-73)

Nach der vehementen Sprach- und Literaturkritik liest man in der siebten "Nacht," dem letzten Kapitel des Buches: "Was ich liebe, ist die deutsche Sprache. Vielleicht gerade deshalb, weil sie heute annähernd ruiniert ist. In den Büchern finde ich sie noch, eigentlich nur noch dort. Es ist eine glückliche Liebe, die manches Elend aufwiegt" (147) und in *Leben ohne Deutschland* sieht er die deutsche Sprache als einen der Orte, wo er sich zu Hause fühlt (91). Nolls Prosa ist vom Stil her überaus elegant, von der Wortwahl her äußerst bildreich, und der Ton ist musikalisch. Seine Essays können als Versuch gewertet werden, die deutsche Sprache zu erneuern und vorzumachen, wie meisterhaft man auf diesem Instrument spielen kann.

Eine naheliegende Frage, die sich durch seinen Umzug nach Rom ergibt, ist die, wie er sich die Sprachfähigkeit erhält und ob er wohl in ein paar Jahren beginnen wird, auf italienisch zu veröffentlichen. In dem letzten Essay des Bandes *Leben ohne Deutschland*, "Ich schreibe deutsch," meditiert er über seine neue Beziehung zur Muttersprache. Die gewohnte Sprache wird zu etwas Rarem und Ungewöhnlichem, die Worte kommen ihm bisweilen fremd vor, werden aber "aufgefrischt durch das Gefühl der Fremdheit" (151). Immer wieder gibt es Einsprengsel in Anführungszeichen in Nolls Essays von neudeutschen Formulierungen und Sprüchen, die er wegen ihres Nichtssagens oder ihrer Abgedroschenheit verabscheut. Unter anderem sind dies: "Vertreter einer Minderheit", "Sprachregelung", "Berührungängste", "Betroffenheit", "Problembewußtsein" und "Engagement." Was er in Italien wiederfindet und was seiner Meinung nach der deutschen Sprache abgeht, ist das klare

Wort, das die Wahrheit aussagt.

Ich höre täglich Monologe, die jeder Deutsche großsprecherisch nennen würde, auf neudeutsch "vollmundig." Hier wirken sie natürlich. Sie sind musikalisch, schon deshalb höre ich gern zu. "Ehre", "Tapferkeit", "Größe" werden bedenkenlos, ohne jede Ironie, ohne Entschuldigung in die Debatte geworfen. Von "Liebe" und "Freundschaft" ist viel und überall die Rede ... Sprache ist Expression, ein klares Wort menschlich, Reden ist kein Slalom der Angst. (152-153)

Chaim Noll steht mit seiner Sprachkritik in einer Tradition, die von Heinrich Heine über Heinrich Mann, Victor Klemperer, Jean Améry bis hin zum *Wörterbuch eines Unmenschen* von Sternberger, Storz und Süskind reicht. Klemperer gibt in seinem Buch *LTI. Aus dem Notizbuch eines Philologen*⁶ zahlreiche Beispiele, wie der Nazismus in seinen Einzelworten, Redewendungen und Satzformen, die in millionenfachen Wiederholungen auf die Sprache eindringen, die deutsche Sprachwelt veränderte und bestimmte Wörter so belastete, daß sie nur noch in Anführungszeichen benutzt werden können, wenn überhaupt.

In Jean Amérys kulturkritischem Buch *Geburt der Gegenwart* kann man nachlesen, wie unheimlich es ihm auf seinen "Expeditionen jenseits des Rheins," von denen er so schnell wie möglich wieder in seine Wahlheimat Belgien zurückkehren wollte, wurde, da er hinter der äußeren Fassade Verhaltens- und Redemuster der nationalsozialistischen Zeit erkannte. Durch sein Leben in Belgien war Améry nur indirekt betroffen von den Wandlungen der deutschen Sprache, die er aber durch Zeitungslektüre – wie Noll in Rom – verfolgte. Er lehnte sie ab, wenn es sich um Modeerscheinungen handelte und unterzog die deutsche Sprache von Zeit zu Zeit einer kritischen Betrachtung. In einem in der *Zeit* veröffentlichten Artikel beschrieb dieser Essayist beispielsweise, wovor ihn als Deutschsprachigen das Exil in Belgien bewahrt hat:

Ist seine Muttersprache das Deutsche, dann bleibt er jedenfalls davor bewahrt, die Tages- und Zeitungssprache auf liederliche Weise nachzuplappern. Er wird also nicht umfunktionieren, nicht hinterfragen, wird keinen Einstieg suchen, nicht über Reizwörter nachdenken und hierbei seinen Denkansatz finden. Ganz auf sich gestellt, muß er aus dem Brunnen der ihm mitgegebenen Ursprungssprache schöpfen und in dieser Arbeit dem Verbum "schöpfen" seinen Doppelsinn verleihen. Hier ist die Sprache nicht Instrument des Gedankens, sondern wird zum Gedanken selber. Die Raster fehlen.⁷

Wie Améry ist Noll froh, "die Verödung nicht täglich mitanhören, mitlesen zu müssen" (*Leben ohne Deutschland* 154). Noll behauptet, daß seine Muttersprache durch seinen Aufenthalt in der selbstgewählten Emigration wieder lebendiger wird und neue Impulse erhält, je mehr er sich draußen umsieht. Hoffnung geben ihm auch seine Leser, die er bewegen will mit seinem Werk. Dies ist seine Absicht; er will seine Unruhe, seine Ängste und seine Bedenken auf sie übertragen. Auch sieht er in der Tatsache, daß er ja noch auf Deutsch schreibt, einen Hoffnungsschimmer und vor allem ein "Signal an den Leser, daß der Autor nicht resigniert hat" (*Leben ohne Deutschland* 24). Für ihn ist Exil-Literatur "ein Zeichen von unverdrossener Hoffnung, oft unverdient von dem Land, dem sie gilt, oft ist sie das rettende Weiterleben der literarischen Sprache außerhalb, während drinnen vielleicht Barbarei herrscht, Gewalt, Lüge, Verödung der Sprache" (24-25).

Die beiden autobiographisch⁸ gefärbten Werke *Roman von einem Kinde* (1986) und *Eine Liebe aus Nichts* (1991)⁹ von der 1949 in Ostberlin geborenen Schriftstellerin und Malerin Barbara Honigmann befassen sich ebenfalls mit der Identitätssuche der Protagonistin. Auch sie versucht zu ihren jüdischen Ursprüngen zurückzukehren, doch versteht sie ihr Judentum eher religiös. Das Bewußtsein, als Jüdin im Land der Massenmörder zu leben, wird immer wieder von neuem erfrischt durch Bilder des Holocaust, die oft ganz unerwartet in ihr Leben treten. In *Roman von einem Kinde*, zum Beispiel, sitzt sie an einem ungewöhnlich heißen Maitag nackt in einem Liegestuhl bei einer Freundin, die sie mit ihrem kleinen Sohn Johannes besucht, und blättert eine Illustrierte durch. Dort sieht sie auf einem Kriegsphoto, wie ein deutscher Soldat sein Gewehr auf eine junge Mutter, die ihren fünf- oder sechsjährigen Jungen auf dem Arm trägt, anlegt. Sie findet es besonders schlimm, daß dem Jungen aus einem unerklärlichen Grund die Hosen bis auf die Füße heruntergerutscht waren. Vielleicht trägt ihre eigene Nacktheit, die ja im Kontext des Holocaust Ausgesetztsein, Verletzlichkeit, Erniedrigtsein bedeutet, dazu bei, ihr Augenmerk auf dieses Detail zu richten. Sie versucht, die Zeitung vor ihrer Freundin zu verstecken, die auch ein Baby hat, damit sie das Bild nicht sieht. "Vielleicht, weil ich sie schonen wollte oder weil uns das gemeinsame Ansehen so hilflos gemacht und uns so getrennt hätte, oder ich weiß nicht warum" (21). Am Nachmittag gehen sie und ihre Freundin spazieren und bewundern in einem Gespräch die Erzählweise Prousts; erst am Abend drängt sich das Photo wieder in ihr Bewußtsein. Die Mordszene löst zunächst Identifikationsgefühle mit der verfolgten Mutter aus, dann Angst vor einer Konfrontation mit der Freundin, schließlich den

Wunsch, "zu allen Menschen freundlich zu sein und dankbar irgendwie" (21), da sie glaubt, sie selbst hätte gerade "etwas Schreckliches und Schweres" überstanden und schließlich am Abend, kurz vor dem Einschlafen, als ihr Sohn Johannes neben ihr in seinem Bettchen schläft, Fassungslosigkeit: "Die können doch nicht alle Kinder töten, damit keiner mehr erwachsen wird. Wer mordet denn dafür, daß keiner mehr wächst und keiner mehr erwachsen werden kann. Die. Die, wer die sind?" (23)

Bei Honigmanns Texten ist es bezeichnend, welche Episoden sie aneinanderreicht. Dieses Anschauen des Photos ist eingebettet zwischen ein Zitat aus Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, das Gespräch über Proust und einen Besuch in der Berliner Synagoge, wo sie das Pessachfest mitfeiert. Von *Wilhelm Meister* zitiert sie eine längere Passage, wo dieser beim Anblick des schlafenden Felix ausruft, daß, wenn ihn das Schicksal vor ihm wegreißen würde und er vor ihm stürbe, er sich entweder umbringen oder den Wahnsinn herbeisehnen würde. Die Reihenfolge Goethe, Kriegsphoto, Proust, Kriegsphoto, Pessachfest in der Berliner Synagoge drückt symbolisch ihre Identifikationsmuster und vielfältigen Identitäten aus. Goethe steht repräsentativ für die Liebe der Protagonistin zur deutschen Sprache und Literatur, außerdem identifiziert sie sich mit der Elternrolle Wilhelm Meisters; das Kriegsphoto kontrastiert den Höhepunkt der *deutschen Kultur mit ihrem Tiefpunkt* und erinnert sie an den Holocaust; Proust repräsentiert das Land, in das sie schließlich übersiedelt (außerdem ist auch er jüdischer Herkunft); und das Pessachfest ihren eigenen bevorstehenden Auszug aus dem "Land der Pharaonen"¹⁰ nach Straßburg und das Aufspüren ihrer Identität als praktizierende Jüdin, die in Deutschland lebt.

Die autobiographische Erzählung "Doppeltes Grab" handelt vom Besuch Gerschom Scholems und seiner Frau Fania bei Barbara Honigmann und ihrem Mann Peter in Berlin im Dezember 1981, wenige Monate vor Scholems Tod in Jerusalem. Sie beginnt mit einem Besuch auf dem jüdischen Friedhof in Weißensee, wo sie alle zusammen das Grab von Scholems Eltern und seinen Brüdern besuchen. Auf dem Weg zu dem Grab gelangen sie an eine Absperrung mit einem Schild "Achtung Baustelle," obwohl gar nichts von einer Baustelle zu sehen ist. Fania beachtet weder Schild noch Absperrung, sondern sagt nach Ermahnung ihres Mannes: "Ich lasse mich doch nicht von einem Strick abhalten, meinen Weg zu gehen!" (90). Dies kann symbolisch sein für die Stricke, die die Honigmanns noch in der DDR halten, die aber bald zerrissen werden, als sie nach Frankreich übersiedeln. Das selbstbewußte Auftreten Fantias dient der Erzählerin als Modell, da sie am Ende der Erzählung ganz allein das Grab aufsucht und auch über die Absperrung hinweggeht. Die entscheidenden Worte, die den Umzug auslösen, spricht Scholem beim Abendessen:

Es heißt: Wandere aus in ein Land der Thorakennntnis (...und sprich nicht, daß sie zu dir komme, denn nur, wenn du Gefährten hast, wird sie sich dir erhalten. Sprüche der Väter 4,18). Jerusalem wäre gut. New York wäre gut, London wäre gut, sonstwo wäre gut, aber Deutschland ist nicht mehr gut für Juden. Hier kann man nichts mehr lernen, also hat es keinen Sinn zu bleiben, es ist viel zu schwer. (94)

Drei Jahre später hat sie den "dreifachen Todessprung ohne Netz" geschafft: "vom Osten in den Westen, von Deutschland nach Frankreich und aus der Assimilation mitten in das Thora-Judentum hinein" (111). Marcel Reich-Ranicki deutete diesen Übergang vom Sozialismus in die Orthodoxie als Umstieg: "Im Leben Barbara Honigmanns hat ein Glaube den anderen abgelöst, an die Stelle der Dogmen des Marxismus sind die Gebote der mosaischen Religion getreten, statt der roten Fahne leuchtet jetzt der Davidstern."¹¹ Diese Deutung lehnt sie ab und meint, daß sie in Wirklichkeit auf der Suche nach einem Minimum jüdischer Identität in ihrem Leben gewesen sei, "nach einem selbstverständlichen Ablauf des Jahres nicht nach dem christlichen, sondern nach dem jüdischen Kalender und einem Gespräch über Judentum jenseits eines immerwährenden Antisemitismuskurses."¹² Für die Autorin Barbara Honigmann repräsentiert Frankreich, wo keine Vorfahren von ihr lebten, auch ein neutrales Gebiet, ein Land, das sie von der "unerträglichen Nähe zu Deutschland" befreit hat.¹³ Dort findet sie eine neue Freiheit, das zu schreiben, wozu sie sich berufen fühlt. Wie Chaim Noll bekennt sie sich zu dem jüdischen Teil ihrer Identität und möchte fortan darüber schreiben.

Aber da ich nun Jüdin war, wollte ich es auch sagen können und von mir, meinen Eltern und Großeltern erzählen, meine eigene Geschichte eben ... Es kommt mir doch so vor, als ob jeder Schriftsteller, jeder Künstler überhaupt, immer nur ein Thema hat, ein einziges, das er mal besser und mal schlechter versteckt, auch vor sich selbst, um das er sein Leben lang kreist und das er nicht verlassen kann ... Welches nun wirklich meine Geschichte war, habe ich nur geahnt, es war eine Geschichte, die von weit her kam und ziemlich alt war. Es war eine Geschichte, die von vergeblicher Liebe handelte, von der Diskrepanz zwischen großen Erwartungen und der Erfüllung dieser Erwartungen, den riesigen Anstrengungen und Unternehmungen und dem Haschen nach Wind. Es war die Geschichte von den gescheiterten Hoffnungen meines Urgroßvaters, meines Großvaters und meines Vaters, und natürlich ebenso von denen meiner Urgroßmutter, meiner Großmutter und Mutter, nur haben die keine Bücher

geschrieben. Diese Geschichte ist geprägt von existentiellen Erfahrungen und keinesfalls nur jüdischen, doch sind sie vielleicht in der jüdischen Erfahrung ausgeprägter, katastrophaler.¹⁴

Wenn wir Honigmanns Elternhaus mit dem von Chaim Noll vergleichen, so ergeben sich gewisse Parallelen. Auch ihr Vater glaubte an die Ideale des Sozialismus, siedelte nach dem Krieg nach Ostberlin um und wurde Journalist und Schriftsteller. Ihre Vorfahren wollten, ähnlich wie Nolls, Deutsche sein:

Mein Urgroßvater, mein Großvater und mein Vater haben davon geträumt, in der deutschen Kultur "zu Hause" zu sein, sie haben sich nach ihr gesehnt, sich ihr entgegengestreckt und gereckt und sich unglaublich verrenkt, um sich mit ihr vereinigen zu können. Statt Vereinigung haben sie meistens Ablehnung und Abstoßung erfahren, und meinem Vater ist es dann vergönnt gewesen, den endgültigen Untergang der deutsch-jüdischen Geschichte mit eigenen Augen anzusehen.

Sie selbst wollte sich von dieser Tradition lösen, kehrte Deutschland den Rücken, bleibt aber, wie Chaim Noll, weiterhin der deutschen Sprache verbunden.

Vielleicht war das Schreiben aber auch so etwas wie Heimweh und eine Versicherung, daß wir doch zusammengehörten, Deutschland und ich, daß wir, wie man so sagt, nicht auseinanderkommen können, gerade jetzt nicht, nach allem, was geschehen war, daß, wie Dan Diner so richtig bemerkt hat, die sogenannte deutsch-jüdische Symbiose vielleicht in Auschwitz überhaupt erst entstanden ist.

Dan Diners These der negativen Symbiose, die seit Auschwitz zwischen Deutschen und Juden besteht, bestätigt sich durch die Worte, mit denen die Erzählerin ihr Liebesverhältnis zu Alfried in dem Roman *Eine Liebe aus Nichts* kennzeichnet. Diner schreibt:

... für beide, für Deutsche wie für Juden, ist das Ergebnis der Massenvernichtung zum Ausgangspunkt ihres Selbstverständnisses geworden; eine Art gegensätzlicher Gemeinsamkeit – ob sie es wollen oder nicht. Denn Deutsche wie Juden sind durch dieses Ereignis neu aufeinander bezogen worden. Solch negative Symbiose, von den Nazis konstituiert, wird auf Generationen hinaus das Verhältnis beider zu sich selbst, vor allem aber zueinander, prägen.¹⁵

In dem Roman ist das Verhältnis der Protagonistin und Alfried hauptsächlich durch Schweigen gekennzeichnet,

auch durch das Verbergen voreinander durch Briefe und kleine Zettel, die sie sich schreiben, aber nicht etwa, wenn sie sich nicht sehen können, sondern gerade wenn sie beide zu Hause sind. Auch über Gesten, die "man immer auch anders verstehen" kann, wird Kommunikation betrieben (44). Was noch außergewöhnlich ist, ist die Tatsache, daß Alfried es seiner Freundin nicht erlaubt, ihn bei sich zu Hause zu besuchen; sie ist dort nicht willkommen. Sie dagegen empfindet Abscheu vor seinem Namen, der ihr zu germanisch klingt, "denn ich konnte, wollte und durfte den Germanen nicht verzeihen, was sie den Juden angetan hatten" (46). Diese Art von Haßliebe zu Alfried beschreibt sie so:

Denn wie gegen meinen Willen liebte ich ihn ja, und diese Liebe ist mir oft wie ein Zusammenhang oder gar Zusammenhalt vorgekommen, aus dem wir nicht heraus könnten.

Manchmal wünschte oder fürchtete ich, daß wir ein Kind hätten. Ich sah das Kind aber in Alpträumen, wie es nur lose aus einzelnen Teilen gefügt war, die nicht zusammenhielten, und wie es dann auseinanderfiel und zerbrach und nicht aufrecht bleiben konnte. (46)

Das Kind der Alpträume ist also nicht lebensfähig, fällt auseinander und kann nicht existieren. Alfried erfährt von diesen Träumen nichts, wie er überhaupt jegliches Gespräch über ihr gegenseitiges Herkommen vermeidet: "wir schwiegen über alles, als ob da nichts wäre; eine Anspielung war schon zuviel und jede Frage eine Zumutung" (47). Das Verdrängen und Beiseiteschieben von Themen, die unbedingt ausgesprochen werden müßten, verhindern eine echte Beziehung. Nach dem Wegzug Alfrieds aus der DDR, womit das Verhältnis abbricht, ist es bezeichnend, daß ihm die Erzählerin lange Briefe schreibt über ihre Liebe zu ihm, die aber alle, da sie seine Adresse nicht weiß, im Müllschlucker landen, "wo alles, was man hineinwirft, so tief fällt, daß man es nicht wiederfinden oder wiederholen kann" (43). Diese in einer Aporie endende Beziehung erinnert an Scholems These der einseitigen Liebesbeziehung zwischen Deutschen und Juden,¹⁶ daß zwar viele Juden in Deutschland die Integration oder Assimilation anstrebten, sie ihnen aber nicht gewährt wurde, daß die Liebesbeziehung einseitig war und von der anderen Seite kein Zeichen kam. Die Juden wurden, wie die Erzählerin aus der Wohnung Alfrieds, aus Deutschland ausgesperrt.

Als Barbara Honigmann zu ihrer Identität befragt wurde, stellte sie fest, daß das Paradoxe bei ihr darin bestünde, daß sie eine deutsche Schriftstellerin sei, obwohl sie sich nicht als Deutsche fühle und nun schon seit Jahren nicht mehr in Deutschland lebe. Zwar fühle sie sich kulturell zu Deutschland zugehörig, existentiell aber mehr zum Judentum. Den Begriff der "jüdischen Schrift-

stellerin" lehnt sie jedoch für sich ab:

Ich denke aber, Schriftsteller sind, was sie schreiben, und vor allem die Sprache, in der sie schreiben. Ich schreibe nicht nur in Deutsch, sondern die Literatur, die mich geformt und gebildet hat, ist die deutsche Literatur, und ich beziehe mich auf sie in allem, was ich schreibe, auf Goethe, auf Kleist, auf Grimms Märchen und die deutsche Romantik, und ich weiß sehr wohl, daß die Herren Verfasser wohl alle mehr oder weniger Antisemiten waren, aber das macht nichts.¹⁷

Das Schweigen und das Verstellen der Familie in bezug auf ihre jüdische Herkunft war ähnlich wie bei Nolls Familie. Sie merkt, daß ihre Eltern in Schweigen verfallen, wenn andere über den Krieg sprachen, über Schlesien, Ostpreußen, die Zerbombung deutscher Städte und die Taten der Roten Armee. Sie fragt sich: "... warum darf jeder seine Geschichte erzählen, nur wir dürfen unsere Geschichte nicht erzählen" ("Von meinem Urgroßvater").

Dies wird auch von Ruth Klüger in *weiter leben* thematisiert. Sie erzählt, wie eines Tages die Göttinger Freunde über Klaustrophobie sprechen und sie selber die ganze Zeit an ihre Fahrt im Viehwaggon von Theresienstadt nach Auschwitz gedacht hat, dieses traumatische Erlebnis aber dann doch nicht mitteilte, da sie damit alle "mundtot" gemacht hätte. Ihr Kommentar: "über eure Kriegserlebnisse dürft und könnt ihr sprechen, liebe Freunde, ich über meine nicht. Meine Kindheit fällt in das schwarze Loch der Diskrepanz."¹⁸ Dennoch muß man sagen, daß Klüger darüber "gesprochen" hat, und zwar schriftlich in ihrem autobiographischen Buch, was eine länger andauernde Wirkung als das Gespräch hat. Genau so will nun Barbara Honigmann über die Vergangenheit ihrer Eltern sprechen und ihre eigene Geschichte erzählen.

Zusammenfassend ist zu bemerken, daß man bei den Schriftstellern Chaim Noll und Barbara Honigmann ein neues Selbstbewußtsein in bezug auf ihr jüdisches Erbe feststellen kann, ein Loslösen von den Eltern und den Anschauungen, die sie vertraten, womit eine geographische Distanzierung zu Deutschland, dem Land, in das die Eltern freiwillig zurückgekehrt sind, einhergeht. Ein Hochschätzen der deutschen Sprache ist beiden gemeinsam; sie ist einer der "Orte", wo sie sich – bei allem widersprüchlichen Verhältnis zu Deutschland – zu Hause¹⁹ fühlen.

Anmerkungen

- ¹ Chaim Noll, *Nachtgedanken über Deutschland* (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1992).
- ² Auch dort kann er dem Antisemitismus nicht entgehen. Bei seinen Streifzügen durch die Stadt sieht er eine Hakenkreuz-Schmiererei, wo mit dickem weißem Pinsel der deutsche Satz: "Juden raus" steht. Er wundert sich: "Warum deutsch?" *Taube und Stern. Roma Hebraica. Eine Spurensuche* (Gnadenthal: Präsenz-Verlag, 1994) 42.
- ³ Es fällt auf, wie wohlwollend Chaim Noll – bei aller berechtigten Kritik an der Kirche, wenn er von Anfällen von Judenhaß berichtet – dem Christentum gegenüber steht und die Gemeinsamkeiten zwischen der Urgemeinde und der Kirche betont. Oliver Kohler, der das Nachwort zu dem Band verfaßte, vermutet, daß das Sich-Einlassen auf die Kirche sicher auch mit der Tatsache zu tun hat, daß Nolls Mutter durch Nonnen gerettet worden ist und ohne diese Rettung dieses Buch nicht geschrieben worden wäre (75).
- ⁴ Hier wären zu nennen *Der Abschied: Journal meiner Ausreise aus der DDR* (Hamburg: Hoffmann und Campe, 1985), *Berliner Scharade* (Hamburg: Hoffmann und Campe, 1987) und *Der goldene Löffel* (Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1989).
- ⁵ Chaim Noll, *Leben ohne Deutschland* (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1995).
- ⁶ Victor Klemperer, *LTI. Notizbuch eines Philologen* (Leipzig: Reclam Verlag, 1993).
- ⁷ Jean Améry, "Das Leben zwischen den Sprachen," *Die Zeit* (3. Sept. 1976): 37.
- ⁸ In einem Interview mit Ariane Thomalla "Von Ost-Berlin nach Straßburg" in *Deutschland Archiv* (November 1986) S. 16 deutete die Autorin auf autobiographische Elemente in ihren Texten hin, fügte jedoch hinzu: "Aber irgendwie möchte ich das nicht so autobiographisch verstanden wissen... Was mich am Schreiben interessiert, ist, daß ich mich von meiner eigenen Biographie auch lösen kann." Zitiert in Guy Stern, "Barbara Honigmann: A Preliminary Assessment," *Insiders and Outsiders. Jewish and Gentile Culture in Germany and Austria*, Hg. Dagmar C. G. Lorenz und Gabriele Weinberger (Detroit: Wayne State University Press, 1994) 343.
- ⁹ *Roman von einem Kinde. Sechs Erzählungen* (Hamburg: Luchterhand, 1986). *Eine Liebe aus Nichts* (Berlin: Rowohlt, 1991).
- ¹⁰ Der Alexanderplatz wird von ihr bei einem starken Regenguß mit dem Roten Meer gleichgesetzt und anschließend mit Pharaos Heer (25).
- ¹¹ *Über Ruhestörer. Juden in der deutschen Literatur* (München: DTV, 1993) 196.

- ¹² Barbara Honigmann, "Von den Legenden der Kindheit, dem Weggehen und der Wiederkehr," *Nach der Shoa geboren. Jüdische Frauen in Deutschland*, Hg. Jessica Jacoby, Claudia Schoppmann, Wendy Zena-Henry (Berlin: Elefanten Press, 1994) 38.
- ¹³ "Von den Legenden der Kindheit" 39.
- ¹⁴ "Von meinem Urgroßvater, meinem Großvater, meinem Vater und mir," *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Bilder und Zeiten) 16. Sept. 1995. Für eine englische Übersetzung des Aufsatzes siehe: "On My Great-Grandfather, My Grandfather, My Father, and Me," *World Literature Today* 69 (1995): 512-516.
- ¹⁵ Dan Diner, "Negative Symbiose. Deutsche und Juden nach Auschwitz," *Babylon I* (Frankfurt am Main: Neue Kritik, 1986) 9.
- ¹⁶ Gerschom Scholem, "Juden und Deutsche," *Judaica* 2, Hg. Rudolf Tiedemann (Frankfurt am Main: Bibliothek Suhrkamp, 1970) 20-46.
- ¹⁷ "Von den Legenden der Kindheit" (40). Marcel Reich-Ranicki wehrt sich in *Über Ruhestörer. Juden in der deutschen Literatur* ebenfalls gegen die Vorstellung, "daß die Literatur aus der Feder von Juden anders sei, weil die Juden eine andere Mentalität, ein anderes Erbe hätten. Das ist alles Unsinn. Juden haben in den letzten hundert Jahren an sämtlichen Richtungen der deutschen Literatur teilgenommen....Es gibt keinen jüdischen Stil, es sei denn, daß einer schlecht deutsch schreibt. Aber der Einfluß ist gigantisch. Nicht der Einfluß des jüdischen Erbes oder einer jüdischen Veranlagung, sondern der Einfluß der Biographie des Juden innerhalb der nichtjüdischen Gesellschaft" (201-202).
- ¹⁸ Ruth Klüger, *weiter leben. Eine Jugend* (Göttingen: Wallstein, 1992) 109.
- ¹⁹ Marilyn Sibley Fries, die Christa Wolfs *Kindheitsmuster* mit *Roman von einem Kinde* vergleicht, bestätigt das: "In the works of Wolf and Honigmann, *Heimat* is ultimately sought in the narrative process, in terms of linguistic inscription, in the tenuous community of language." In: "Text as Locus, Inscription as Identity: On Barbara Honigmann's *Roman von einem Kinde*," *Studies in 20th Century Literature* 14 (1990): 184.